

Martin Zimmermann (Hrsg.): *Extreme Formen von Gewalt in Bild und Text des Altertums*. München: Utz Verlag 2009 (Münchner Studien zur Alten Welt Bd. 5). 350 S., 50 Abb. Euro 39.00. ISBN 978-3-8316-0853-9.

Gewalt ist ein in den letzten Jahren in starkem Maße Aufmerksamkeit heischendes Thema der Altertumswissenschaften. Sprechendes Zeugnis dafür bilden die zahlreichen Kolloquien, die sich unlängst dieser Thematik annahmen.<sup>1</sup> Auf eines davon, das im Sommer 2003 an der LMU München stattfand, geht der vorliegende Band zurück. Der Herausgeber sieht dabei das Charakteristikum des Bandes im Hinblick auf die anderen Kolloquien explizit darin, dass diese entweder „thematisch weiter gefaßt oder in ihrem zeitlichen Fokus wesentlich enger“ (5) seien. Der Band versammelt elf Aufsätze, die einen zeitlichen Bogen vom Alten Ägypten bis hin zur Spätantike spannen, dabei aber auch den Alten Orient mit in den Blick nehmen. Als übergeordnete Fragen lassen sich erkennen: Welche Rückschlüsse lassen die in den schriftlichen und bildlichen Zeugnissen dargestellte Gewalt auf die vorherrschende Einstellung zur Gewalt zu? Welche Verbindungen zwischen den Darstellungen und der vermeintlich realen Gewalt des jeweiligen Kultur- und Zeitraums lassen sich ziehen? Und: Welche Funktionen hatten die Darstellung extremer Gewalt in Bild und Text?

Einleitend bietet Martin Zimmermann, „Zur Deutung von Gewaltdarstellungen“, (S. 7–45) einen profunden Überblick zur Gewaltproblematik und zieht damit den Rahmen des Bandes. Unter Berücksichtigung aktueller soziologischer Ansätze plädiert er für eine Auseinandersetzung mit Gewaltdarstellungen in antiken Texten und Bildern unter Ausschluss der Annahme, die gesamte Antike sei im Kontrast etwa zur Neuzeit und Moderne besonders gewalttätig gewesen. Die aktuelle Gewaltsoziologie mit ihren Methoden und Debatten, so Zimmermann richtig, könne aber bei dieser Auseinandersetzung nur marginal von Nutzen sein. Neben bereits etablierten Forschungsfeldern – etwa Ursachen und Motive staatlich ausgeübter Gewalt, die Gewalt auf der Straße, das Verhältnis von „Wirklichkeitsbezug und Fiktion“ (39) sowie die Funktion der Gewaltdarstellung im historischen Kontext – sieht Zimmermann einen Ansatzpunkt in den Forschungen zur Körpererfahrung und Körperlichkeit in der Antike. Daran werde deutlich, dass Gewalt vorrangig als ein historisches Phänomen zu begreifen sei, dem man nur mittels eines kulturhistorischen Zugriffs gerecht

1 J.-M. Bertrand (Hrsg.): *La violence dans les mondes grec et romain*. Paris 2005; G. Fischer; S. Moraw (Hrsgg.): *Die andere Seite der Klassik. Gewalt im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.* Stuttgart 2005; H. Drake (Hrsg.): *Violence in Late Antiquity. Perceptions and Practices*. Aldershot 2006; B. Seidensticker, M. Vöhler (Hrsg.): *Gewalt und Ästhetik: Zur Gewalt und ihrer Darstellung in der griechischen Klassik*. Berlin 2006; J. Styka (Hrsg.): *Violence and Aggression in the Ancient World*. Krakau 2006.

werden könne. Völlig zu Recht geht Zimmermann daher davon aus, dass es „historische Formen von physischer Gewaltpraxis“ (39) gibt. Gleiches gelte auch für deren mediale Repräsentation, welche „nie eine bloße Abbildung eines Geschehens, sondern [...] immer ein mit weiteren Konnotationen angereichertes Narrativ“ (40) darstelle. Mit bestimmten Konventionen, Motiven und Topoi sei daher immer zu rechnen, was insbesondere auf die Darstellungen extremer Gewalt zutreffe, welche den Akzeptanzrahmen von Gewalt durch Überschreitung bestimmter Grenzen deutlich mache. Durch sein abschließendes Fazit, mit welchen Grundannahmen antike Gewaltdarstellungen zu interpretieren seien – sie beziehen sich auf reale Gewalt, unter Nutzung von Motiven und Topoi, die wiederum von den Rezipienten verstanden werden konnten – bietet Zimmermann eine gute Ausgangslage für eine weitere Erforschung der Gewalt in der Antike.

Renate Müller-Wollermann untersucht im Anschluss „Symbolische Gewalt im Alten Ägypten“ (S. 47–64). Etwas befremdlich wirkt es, wenn ihr, nach den programmatischen Ansätzen von Zimmermann, die Behandlung von Gewalt generell fernliegt. Unter Zuhilfenahme Bourdieus zielt sie auf die symbolische Gewalt ab. Was aber nun unter symbolischer Gewalt zu verstehen sei, und wie von realer zu unterscheiden, erläutert sie äußerst knapp: Sie versteht darunter Darstellungen, die „den Erfahrungen der Alltagswelt“ (48) widersprechen bzw. „den Realitätscharakter widerlegen“ (48). Anhand von bildlichen Darstellungen wie dem viel verbreiteten „Erschlagen der Feinde“ einerseits, welche die potentielle Macht des Pharaos symbolisierten, sowie Schlachtenreliefs andererseits, die vorrangig der Legitimation des Pharaos gedient hätten, arbeitet die Autorin heraus, dass diese Darstellungen keinen direkten Bezug zu realen Ereignissen und Vorgänge herstellten, sondern als topisch geformt zu verstehen seien: Verschleierung der Kräfteverhältnisse und Idealisierung der Vergangenheit zeichneten sie aus. Ganz in diesem Sinne seien auch die Textquellen, wie Inschriften (Königseulogien) und Ritualtexte (Ächtungstexte), zu verstehen, die im Unterschied zu den Bildern auf einen inneren Diskurs zielten. Texte wie Bilder seien daher „unter das Thema ‚Feindvernichtung‘ zu subsumieren“ (64). In ihren Schlussüberlegungen verwirft sie auf nicht ganz nachvollziehbare Weise den Gedanken, symbolische Gewalt könne reale verhindern helfen, und favorisiert stattdessen, dass in Ägypten erfolgreiche reale Gewalt symbolische zu generieren scheine. Sie begründet ihre Entscheidung damit, dass alle Zeugnisse aus einer Zeit der Stärke des Reiches stammten. Dass ein hoher Grad an Stärke allerdings keineswegs zwangsläufig zu einem Mehr an Gewalt führen muss, übersieht sie dabei; genauso gut ließe sich auch das Gegenteil annehmen, weshalb dann symbolische eben doch reale Gewalt verhindern könnte.

Andreas Fuchs geht der Frage nach: „Waren die Assyrer grausam?“ (S. 65–119), und bezieht sich dabei auf die vorherrschende Meinung über die Gepflogenheiten der Assyrer in der Zeit vom 10. bis 7. Jh. v. Chr. Sein Fokus

liegt dabei nicht auf den Kriegshandlungen, die immer schon gewalttätig seien, sondern auf dem Umgang mit bereits besiegten, wehrlosen Feinden im Zeitraum der Herrschaft der Könige Assurnasirpal II. (883–859) und Assurbanipal (669–631), die als besonders grausam gelten. Da keineswegs alle Arten der Gewalt und Grausamkeit (Vergewaltigungen; Gewalt von Feinden an Assyriern) überliefert wurden, seien die Fragen von hohem Interesse, weshalb und wozu gerade bestimmte Gewalttaten – das Pfählen, Schinden und Enthaupten, das „Verbrennen, Herausreißen des Herzens, das Ausdärmen und das Zerstücken“ sowie das „Blenden, Abschneiden von Händen und Füßen, Lippen und Nase [...] das Herausreißen der Zunge“ (73) – in solch detaillierter Weise verewigt wurden. Er kommt zu dem Schluss, dass die politische Nützlichkeit das Kriterium für die Darstellung von Grausamkeiten bildete: Die Feinde sollten in ihrer Bedeutungs- und Schutzlosigkeit gezeigt werden, rebellierende Untertanen als abschreckendes Exempel für andere dienen. Die insgesamt positive Konnotation der Schilderungen, die heutige Leser befremde, sieht Fuchs auf plausible Weise aus dem assyrischen Verständnis von Herrschaft resultieren, in dem die Erniedrigung der Gegner dazu diene, den Status des Königs zu erhöhen und seinen Allmachtsanspruch zu untermauern. Die Annahme, dass die Untertanen dieser Vorgehensweise prinzipiell zustimmten, liegt dann nahe. Fuchs' Abschlussgedanken, dass die Assyrer aus heutiger Warte zwar tatsächlich als grausam bezeichnet werden könnten, jedoch die Zeitgenossen wahrscheinlich ganz anders geurteilt hätten, lässt die historische Wandelbarkeit von Wertmaßstäben platisch hervortreten.

In dem Aufsatz „Grausame Hinrichtungen – friedliche Bilder. Zum Verhältnis der politischen Realität zu den Darstellungsszenarien der achämenidischen Kunst“ (S. 121–153) untersucht Bruno Jacobs drei Formen der Exekution bei den Persern näher mit dem Ziel, diese ins Verhältnis zu setzen zu den auffällig friedlichen Bildern ihrer Kultur. Es handelt sich um: In-den-Trog-setzen, Pfählen und In-die-Asche-setzen. Dabei findet sich einzig das Pfählen in den achämenidischen Quellen selbst erwähnt; die beiden anderen sind nur in griechischen, für Jacobs aber glaubwürdigen Quellen überliefert. Das In-den-Trog-setzen nun sei von „ausgesuchter Grausamkeit“ (126) – der Delinquent verweste am lebendigen Leibe –, das Pfählen hingegen wegen des langen Todeskampfes die „effektivste Hinrichtungsart“ (134) gewesen. In-die-Asche-werfen schließlich, obwohl darüber vieles im Dunkeln bleibt, sei wahrscheinlich die Strafe für Illoyalität und kaum maßvoll gewesen: Kalte Asche, so Jacobs' Vermutung, habe das Bronchialsystem verstopft und so zu einem qualvollen Erstickungstod geführt. Den bemerkenswerten Gegensatz nun, in dem diese Hinrichtungsformen zu den friedlichen und harmonischen Reliefs der Königsresidenzen stehen, die das Bild von den Persern bis heute nachhaltig prägen, erklärt sich Jacobs durch die Eigenheit der achämenidischen Kunst, „jegliche Art dramatischer Darstellung“ (150) zu vermeiden. Die Meinung aber, diese

Reliefs zeigten ein „Bild vom neuen Ethos“ (151), sei dringend zu korrigieren. Das Verhalten der Perser, so Jacobs eindringlich, stehe „völlig in altorientalischer Tradition“ (152). Letztlich unangesprochen, aber auch im Rahmen des Aufsatzes wohl kaum möglich, bleibt der widersprüchliche Befund, dass die Assyrer in ihren bildlichen Darstellungen auf extreme Gewalt setzten, während ihre historischen und geographischen Nachbarn, die Achämeniden, die doch fest in der Tradition gestanden hätten, gänzlich darauf verzichteten.

In seinem zweiten Beitrag „Extreme Formen physischer Gewalt in der antiken Überlieferung“ (S. 155–192) unternimmt Martin Zimmermann den erhellenden Versuch, Regeln für die Interpretation extremer Gewaltdarstellungen in den antiken Quellen aufzustellen. Dazu setzt er zwei Prämissen: Die Gewalt werde mittels etablierter Darstellungstopoi geschildert; und beim Hörer und Leser solle damit ein Gefühl des Abscheus erzeugt werden. Weil eine genaue Rekonstruktion sich daher nur selten bewerkstelligen lasse, sei die Bewertung durch den Leser der Schlüssel, „um zu verstehen, welche weitergehenden Inhalte mit diesen Horrorgemälden kommuniziert und welche Ziele eigentlich verfolgt worden sind“ (161). Von Herodot und Thukydides über Polybios und den Hellenismus bis hin zur römischen Kaiserzeit verfolgt Zimmermann die Art und Weise, in der Gewalt geschildert wird und kommt zu dem überzeugenden Schluss, dass die Affekterregung, ob nun affirmativ oder ablehnend, und mit ihr die politischen Implikationen der Darstellungen stets im Fokus der Autoren gestanden hätten. Seine Annahmen, dass sie dabei Assoziationen und Vorkenntnisse der Rezipienten mitbedachten und dass sich die Zeitgenossen über die oftmals fiktive Natur der Schilderungen bewusst gewesen seien, sind dann nur konsequent. Der nunmehr paradoxen Situation – detaillierte, aber ideologisch verklärte Gewaltschilderungen, welche aber die „wirklichen Morde, Vergewaltigungen und Folterexzesse“ (190) verschleierten – begegnet Zimmermann, indem er das Anliegen der Gewaltforschung darin sieht, einen Schlüssel zu liefern, mit dem sich „zeitgenössische Einschätzungen“ und vor allem auch „politische Auseinandersetzungen“ (192) offenlegen ließen. Zimmermanns These, die Autoren hätten, unter Rückgriff auf bekannte literarische Topoi, die auf Affekterregung und Wirkung zielten, also durch eine „kalkulierte Rezeption“ (191), die Gewaltschilderungen bewusst für eine politische Deutungen eingesetzt, ist letztlich hoch interessant. Für weitere Überlegungen bildet sie einen guten Ausgangspunkt. Nur in einem vermag man so nicht zu folgen: dass nämlich die extremen Gewaltdarstellungen immer auf Abscheu beim Rezipienten zielen. Dazu braucht man nur an die Epen Homers und die Assyrer zu denken. Außerdem legt sich Zimmermann, der in der Bewertung durch den Leser doch den Schlüssel zur Interpretation sieht, damit bereits auf einen Schlüssel fest, wo man wahrscheinlich auf einen ganzen Schlüsselbund zurückgreifen könnte.

Susanne Muth, „Zur historischen Interpretation medialer Gewalt“ (S. 193–229), geht der speziellen Frage nach, welche Rückschlüsse die athenischen Va-

senmalereien des späten 6. und frühen 5. Jh. v. Chr. auf jene Zeit zulassen, und versucht dabei generell die Frage zu beantworten, wie mediale Gewalt und Ereignisgeschichte zusammenhängen. Ausgehend von der Beobachtung, dass Gewalt in den Medien für uns „ein naheliegender Spiegel für reale Erfahrungen der Zeitgenossen“ (193) sei, konstatiert sie verschiedene Spielarten, deren Spektrum sie anhand der beiden Pole aufzeigt: Die Gewalt werde entweder „affirmativ thematisiert oder aber radikal ausgeblendet“ (196). Auf die athenischen Vasenmalereien angewandt, zeige sich „eine extreme Affinität zu aggressiven und gewalthaften Szenen“ (197). Die Annahme aber, dass diese Darstellungen die Perserkriege widerspiegelten, sei allein durch den Entwicklungskontext der Gewaltikonographie höchst unwahrscheinlich. Bereits zwischen 530/20, so Muth, seien die Vasenbilder in ihrem Themenkreis erweitert, in ihren Darstellungen verschärft und durch „neue Pathosformeln angereichert“ (206) worden. Um 500 hätten die Vasenbilder die Spitze erreicht: Sie versanken „im Rausch der Gewalt und Aggression“ (219). Das „Ideal der Überlegenheit“ (222) mittels von Gewaltdarstellungen zu verbildlichen: Darin sieht Muth dann auf einleuchtende Weise die Ursache dieser Entwicklung. Ihre Deutung dessen als einer „zunehmende Sorge [des Adels] um das eigene Ansehen und die eigene Vorrangstellung, basierend auf Stärke und Überlegenheit“ (224), sieht sie selbst als keinesfalls zwingend an. Wohingegen sie aber als dadurch gesichert konstatiert, dass die Jahre 530/20 für den gesellschaftlichen Diskurs entscheidender gewesen seien als die Perserkriege selbst. Letztlich steht und fällt ihre Argumentation aber mit einer gesicherten Datenbasis bezüglich der Funde, der Datierung und der Auswahl. Die Vorlage einer solchen hätte dem interessanten und innovativen Aufsatz eine höhere Überzeugungskraft verliehen.<sup>2</sup>

Felix Pirson, „Zur Funktion extremer Gewalt in Kampfdarstellungen der hellenistischen Sepulkralkunst Etruriens“ (S. 231–256), untersucht die Grabkunst (nur die Keltomachien und verwandte Kampfszenen) der Etrusker des 3. und 2. Jh. v. Chr. auf ihre „inhaltliche Funktion“ (235), wobei er unter extremer Gewalt unnötiges Quälen und Erniedrigung versteht. Dabei verzichtet er, neben „Rückschlüsse[n] auf die Mentalität der etruskischen Gesellschaft“ (237), auf eine kontextbezogene Interpretation, die er selbst zuvor als erforderlich erachtet hatte, ohne dies weiter zu erläutern und nur, indem er auf eine abgeänderte, in einem anderen Band veröffentlichte Version seines Vortrages verweist.<sup>3</sup> Nach einem Überblick über die Entwicklung der bildlich dargestellten Keltomachien kommt Pirson zu einer Gruppe von Urnenreliefs des 3. Jh.,

2 Hier sei aber auf ihre Habilitationsschrift hingewiesen, aus der dieser Aufsatz hervorgegangen ist: S. Muth: *Gewalt im Bild. Das Phänomen der medialen Gewalt im Athen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr.* Berlin 2008.

3 Vgl. Ders.: *Sakrileg und Strafe: Gewalt gegen Kelten in der etruskischen Kunst.* In: J.-M. Bertrand (Hrsg.): *La violence dans les mondes grec et romain.* Paris 2005, S. 163–194.

auf denen die „Wehrlosigkeit der Unterlegenen plakativ“ (242) zu erkennen sei: Ein Reiter attackiert einen rücklings fallenden oder gar kauernden Gegner mit einer Lanze, wobei die „Überlegenheit des Reiters und Passivität des Unterlegenen“ (244) äußerst deutlich werde. Richtig betont Pirson, dass allein formale Kriterien (Anordnung und Auswahl der Figuren) bei der Interpretation solcher Darstellungen zu kurz griffen; ebenso sei auf die inhaltlichen Motive (Überlegenheit, Kraft, Macht) zu achten, wie auf die Wirkung auf den Betrachter. Als Funktion der Darstellungen sieht Pirson das Zeigen „uneingeschränkter Verletzungsmacht des Siegers über den Besiegten“ (248). Als weiterer Aspekt komme bei einigen Darstellungen die sexuelle Erniedrigung hinzu, die eine „Dominanz des Siegers“ (252) noch stärker, hin zu einer „nahezu totalen Verfügungsgewalt“ (255) herausstellen sollten. Letztlich bleibt, trotz der plausiblen These zur Funktion der Reliefabbildungen, ein verhaltener Eindruck, was hauptsächlich der eingangs so rätselhaft explizierten Vorgehensweise geschuldet ist, aber auch dem Umstand, dass hier bereits Vorgetragenes wiederverwertet wird.

Martin Hose widmet sich in seinem aufschlussreichen und konstruktiven Beitrag dem „Sadismus in hellenistischer Dichtung“ (S. 257–273). Seinen Ansatz bildet die Frage: „ob und wie man mit einer modernen Kategorie antikes Material analysieren kann“ (257). In einem ersten Schritt bezieht sich Hose auf Stellen in antiken Quellen, die gemeinhin mit Sadismus verbunden werden, um glaubhaft zu betonen, dass diese sich gar nicht mit dieser Kategorie greifen ließen: Ein Lustgewinn bzw. „ein ‚lustvolles Erleben‘ des Schmerzes“ (260) sei darin nicht zu erkennen. Indem er in einem zweiten Schritt das Traumbuch Artemidors (2. Jh. n. Chr.) untersucht, kommt er zu dem Schluss, dass in den antiken Quellen die „Verhaltenskonfiguration ‚Sadismus‘ [...] außerhalb des Bereichs der Sexualität“ (262) zu suchen sei. In der Ilias und bei Herodot wird Hose schnell fündig: Entscheidend sei nicht die sexuelle Konnotation, sondern das „Herr-Sklave-Verhältnis“ (265). Und ähnliches kann er auch anhand zweier Mimiamben des Herodas aufzeigen. In ihnen (Nr. 3 und 5) werden „Strafexzesse der Frau beschrieben“ (273), einmal am Sohn, ein andermal am Liebingsklaven, die sich an den Bereich der Sexualität (insbesondere Nr. 5) annäherten.

Dirk Rohmann, „Tyrannen und Märtyrer: Seneca und das Gewaltkonzept in der Literatur des ersten Jahrhunderts n. Chr.“ (S. 275–294),<sup>4</sup> verfolgt das Ziel, die Funktion der Gewaltdarstellungen bei Seneca und den Geschichtsschreibern zu untersuchen. Anhand von Senecas *De ira* und *De clementia* arbeitet Rohmann heraus, „dass die innere Einstellung und Motivation des Täters das allein ausschlaggebende Kriterium für die Legitimation von Gewalt ist“ (280). Konkret heißt das: Grausam „konnte nur sein, wer außerhalb der eigenen Gruppe stand“ (281), also Barbaren, Tyrannen sowie politische und militärische Gegner. Senecas Schriften lassen sich somit als „frühestes Zeug-

4 Dazu auch: D. Rohmann: Gewalt und politischer Wandel im 1. Jahrhundert n. Chr. München 2006.

nis einer Form der politischen Auseinandersetzung“ (283) erkennen. In diesem Sinne seien auch Tacitus' und Suetons Schriften hinsichtlich der Tyrannentopik und der Taten der Kaiser als „Ausdruck einer politischen Tendenz“ (283) zu verstehen. Zwei systematische Punkte des Topischen und Fiktionalen in der Geschichtsschreibung erkennt Rohmann: Der Rezipientenkreis – Gewalt wird einzig an stadtrömischen Senatoren verübt – werde eindeutig bestimmt; die innere Haltung des Täters werde ausschlaggebend für die Bewertung der Tat. Da diese innere Einstellung freilich nie mit Sicherheit beurteilt werden kann, stellt Rohmann sie verständlicherweise unter den Verdacht, „tendenziöse Erfindung zu sein“ (291). Aber nicht nur im dargestellten Verhältnis zwischen Senat und Kaiser sieht Rohmann diese Tendenz, sondern auch in dem zwischen Nichtrömern bzw. Sklaven und der Oberschicht. Insgesamt sei daher von „vielschichtigen semantischen Codierungen“ (293) auszugehen, die ein Spannungsfeld zwischen geschichtlichen Ereignissen und politischer Interpretation erzeugten. Eine „Chronik der Gewalt“ (294) sieht Rohmann abschließend in Rom nicht, und man fragt sich, ob er damit nicht die reale Gewalt, die doch oft unter der fiktionalen und topischen verborgen liegt, zu gering gewichtet.

Ulrich Huttner, „Sterben wie ein Philosoph. Zur Inszenierung des Todes in der Antike“ (S. 295–320), behandelt die Stilisierung des Selbstmordes, und bewegt sich damit über den thematischen Rahmen des Bandes hinaus, weil nicht auf die Gewalt selbst, sondern auf eine bestimmte Einstellung zum Tod fokussiert wird. In Sokrates sieht Huttner das Paradigma: „Der καλὸς θάνατος, der edle Tod des Sokrates gerann zum Muster für die nachfolgenden Generationen bis weit in die Spätantike hinein“ (300). Die Anwesenheit von Freunden, der zwar oktroyierte, letztlich aber freiwillige Tod, das Sterben in tiefer Gelassenheit: Hierin erkennt er die Elemente dieses Musters. Daran angelehnt hätten sich etwa Cato d. J., Seneca oder Kaiser Julian. Und wenngleich mit dem Christengott als Leitbild, so hätten sich ebenfalls die Christen der Inszenierung des Todes angenommen, „so daß der Philosoph geradezu zum Brückenpfeiler zwischen den beiden Ideenwelten stilisiert werden konnte“ (305). Deutlich seien aber auch die Gegenreaktionen zu vernehmen, etwa bei Martial, Lukian bis zu den römischen Juristen des 3. Jh. n. Chr. Der Tod, so Huttner abschließend, sei also regelrecht „in Szene gesetzt“ und „auf ein Publikum abgestimmt“ (314) worden, um den eigenen Ruhm weiterzutragen. All dies habe in einem Kontext stattgefunden, in dem die Sicht vom Tod als „Summe des Lebens“ (315) zusammen mit dem Leitbild des Philosophen in der Ethik kombiniert worden seien. Als einleuchtendes, aber nicht neuartiges Fazit stellt Huttner heraus, dass diese Sterbeszenen zwar keinesfalls reelle Abbilder seien, aber doch Zeugnis für eine bestimmte Mentalität ablegten.

Jens-Uwe Krause geht im letzten Beitrag „Staatliche Gewalt in der Spätantike: Hinrichtungen“ (S. 321–350), dem einzigen, der sich explizit der Spätantike widmet, von der *communis opinio* der Forschung aus, dass sich die Todes-

strafe seit dem 2. Jh. n. Chr. auf immer geringere Vergehen erstreckte, dass sich die Formen der Todesstrafe für Freie, insbesondere für die Unterschichten, verschärft hätten und dass es generell zu einer „Zunahme der Gewaltbereitschaft in der spätantiken Gesellschaft“ (322) gekommen sei. Insbesondere zwei Thesen beurteilt er als unhaltbar: dass die Hinrichtungen immer grausamer geworden seien und dass sie kontinuierlich zugenommen hätten. Obgleich nämlich der offensichtlichen Verschärfung des Strafrechts im 2. und 3. Jh. n. Chr., betont Krause zum ersten Punkt den oft übersehenen „gegenläufige[n] Trend“ (322) in der Strafpraxis. So habe die Zahl der Kreuzigungen und der Verurteilungen zum Tode durch wilde Tiere stark abgenommen: *ad bestias* war 325 n. Chr., die Kreuzigung im Laufe des 4. Jh. n. Chr. untersagt und durch Zwangsarbeit ersetzt worden. Krause beobachtet in der beginnenden Spätantike somit eine „Normalisierung der Hinrichtungsformen“ (328) und gerade keine Tendenz zur Grausamkeit: Tod durch Enthauptung als Normalfall, daneben wenige Verbrennungen. Und in gleichem Maße nennt Krause auch die Annahme verfehlt, die Zahl der Hinrichtungen hätte stetig zugenommen. Als Indizien dagegen sieht er einerseits den abschreckenden Zweck der Todesstrafe, der nur für einen kleinen Teil der Delinquenten die volle Strafe erforderlich machte, und andererseits den Mangel „eines großen Polizeiapparates und einer reibungslos funktionierenden Justiz“ (330), der Ahndung nur selektiv ermöglichte. Insbesondere aber das Wirken der christlichen Autoren sei in dieser Hinsicht nicht zu unterschätzen gewesen. Diese hätten eine allmähliche Diskreditierung der Todesstrafe in der öffentlichen Meinung bewirkt und dadurch auch das Verhalten der jeweiligen Statthalter stark beeinflusst: Entstanden sei das „Ideal einer unblutigen Statthalterschaft“ (341), durch Amnestien und Milde klafften „Gesetzgebung und Strafpraxis [...] auseinander“ (342). Krauses Beitrag bietet letztlich eine wichtige Einsicht: dass nämlich, wengleich man seine Deutung von einer gewaltärmeren und insgesamt positiveren Spätantike überzogen finden mag, die normativen Quellen, einzig herangezogen, gerade in strafrechtlicher Hinsicht ein schiefes, teils sogar falsches Bild der „sozialen Realitäten der Spätantike“ (344) liefern.

Im Ganzen hinterlässt der Band einen überaus positiven Eindruck. Das mag vor allem daran liegen, dass er es fertigbringt, einerseits durch sein breites thematisches Spektrum eine bereichernde Methodenpluralität aufzuzeigen, andererseits aber auch, insbesondere durch die systematisierenden und übergreifenden Beiträge von Mcartin Zimmermann, für einen erkennbaren Rahmen und solides Fundament zu sorgen. Für die weitere Gewaltforschung in den Altertumswissenschaften bietet er somit eine ganze Reihe von wertvollen Anknüpfungspunkten. Monieren ließe sich freilich, dass einige Beiträge den thematischen Fokus auf extreme Gewalt ganz verfehlen. Dem Titel des Bandes eignet dann eine eigentümliche Exaltiertheit, die sich leicht hätte vermeiden lassen. Ärgerlicher ist in dieser Hinsicht aber die Drucklegung, für die man



sich eine größere Sorgfalt gewünscht hätte: fehlerhafte griechische Umschriften („mimhthv“, „ajgwnisthv“ (175)), die Fußnotennummern erscheinen sehr häufig im Fließtext. Störend ist auch die uneinheitliche Handhabung der Literaturverzeichnisse, welche nur zwei Beiträge – Fuchs und Krause – aufweisen. Allen diesen kleinen, meist formalen Mängeln aber zum Trotz: Dem eingangs formulierten Anliegen, nämlich das „Spannungsfeld von realer Gewalt, ihrer Umformung in Bild und Text sowie der Kommunikation zwischen den Zeitgenossen“ und damit „die kulturhistorischen Eigenarten der antiken Kulturen“ (45) zu verdeutlichen, wird der Band gerecht.

Uwe Herrmann, Erfurt  
[her.u@web.de](mailto:her.u@web.de)

---

[Inhalt Plekos 11,2009 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

---